

Es war im Dezember 1960...

Autor(en): **Frigerio, Marina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **110 (2016)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es war im Dezember 1960...

Dies ist eine Weihnachtsgeschichte: Vater und Mutter sind arm und verzweifelt. Kurz nach der Geburt ihrer Tochter wandern sie wie Josef und Maria aus. Das Kind dürfen sie aber nicht mitnehmen, weil sie Saisonniers sind. So blieb am 24. Dezember 1960 irgendwo in der Schweiz eine Krippe leer.

Ich sammelte die Geschichten der ehemaligen Kinder der Saisonniers, um einen humanitären Skandal zu dokumentieren. Mein Buch reiht sich neben andere ein, die auf die Verletzung der Kinderrechte in der Schweiz hinweisen: verbotene Kinder der Saisonniers, Kinder der Landstrasse, Verdingkinder.

An unserer Grenze stehen heute andere Familien, die vor Krieg und Elend flüchten. Die Politik der Staaten hält diese Menschen im Nirgendwo. Wegen Vereinbarungen zwischen den Staaten werden in Chiasso unbegleitete Kinder aus den Zügen genommen und alleine an die Grenze zurück gestellt.

Die Armut liefert ihre Opfer weiter.

Auch dieses Jahr steht meine Weihnachtskrippe leer. Zwischen Ochsen und Esel liegt eine Postkarte:

«Entschuldigung, wir können zu Weihnachten nicht zu Euch kommen.

Die Grenze ist für uns geschlossen.

Wir wünschen Euch gesegnete Festtage.

Eure Maria, Josef und Jesus».

Mariella: Kind, arm und unsichtbar

Mein Vater ist in die Schweiz gekommen, weil es in Italien kein Geld gab, und so schickte ihn meine Mutter in den Norden hinauf zum Arbeiten. Nach kurzer Zeit meldete er, dass er nach Italien zurückkehren wolle, weil ihm die Schweiz nicht gefalle und er sich einsam fühle. Meine Mutter sagte damals: «Nein, nein, das geht nicht. Was sollen unsere vier Kinder dann essen?» Und so liess sie mich bei der Grossmutter, obwohl sie mich eben erst geboren hatte und noch stillte, und ging in die Schweiz, um meinen Vater zu suchen. Das war im Dezember 1960, ich war im November desselben Jahres auf die Welt gekommen.

Sie fand ihn in einem Barackenlager, aber dort durfte man keine Frauen bei sich haben. So musste er einen Schlafplatz für sie beide auftreiben. Schliesslich fanden sie mit viel Mühe eine winzige Wohnung. Wir Kinder blieben also bei den Grosseltern, und die Eltern waren in der Schweiz zum Arbeiten.

Meine Mutter war traurig, weil wir Kinder zu weit weg waren und sie uns nie sehen konnte. Dann riet ihr jemand, uns nach Domodossola in ein Heim zu geben, vier Stunden Bahnfahrt von ihrem Wohnort, damit sie uns wenigstens ab und zu besuchen konnte. Meine Grossmutter war nicht einverstanden. Bei ihr und der Tante ging es uns sehr gut. Ausserdem waren wir zu Hause im Dorf. Mama wollte jedoch ihren Kopf durchsetzen und fand, vielleicht dank der Hilfe der Missione cattolica, zwei Heime in Grenznähe: eins für die Mädchen und eins für die Buben.

Publikationen von Marina Frigerio:

In Zusammenarbeit mit Simone Burgherr: *Versteckte Kinder: Saisonkinder und ihre Eltern erzählen*. Bern/ Stuttgart 1991.

In Zusammenarbeit mit Susanne Merhar: *Und es kamen Menschen. Die Schweiz der Italiener*. Zürich 2004. *Bambini proibiti*. Trento 2012.

Ich war damals vielleicht drei oder vier Jahre alt, jedenfalls noch klein, meine Schwester Lilli ist zwei Jahre älter als ich. Mario war etwa acht und Donato sieben. Die Ordensschwwestern in diesem Heim waren Hexen, sie behandelten uns so schlecht, dass ich krank wurde. Jedesmal, wenn Mama auf Besuch kam, erzählte meine Schwester Lilli ihr von den Misshandlungen und flehte sie an: «Bring uns weg von hier, bring uns weg!» Aber sie antwortete immer, dass das unmöglich sei, dass diese Nonnen Heilige seien und uns bestimmt nicht misshandelten. Die Nonnen warnten uns vor den Besuchen stets, dass es Prügel geben würde, wenn wir etwas sagten. Tatsächlich fanden die Begegnungen im Wartesaal statt, und wir hatten den Eindruck, dass die Nonnen hörten, was wir sagten. Denn kaum ging meine Mutter, traten sie ein und schlugen uns und machten uns Vorwürfe wegen den Dingen, die wir erzählt hatten.

Mich schlugen sie jeden Tag: Ohrfeigen, Fusstritte, Faustschläge. Es war furchtbar ... Einmal, als wir Dinge bestickten, die die Nonnen dann verkaufen wollten, verlor ich die Nadel. Das heisst, eigentlich verlor nicht ich sie, in Wirklichkeit hatte das Mädchen neben mir die seine verloren und aus Angst meine stibitzt. Und so wurde ich von der diensthabenden Nonne, einem grossen, dicken Weib, bestraft: zwei Stunden in einer Ecke stehen, bis die anderen fertig waren mit Sticken. Am Schluss packte sie mich an den Haaren und schwang mich vor den Augen der anderen Mädchen, die zusehen mussten, im Kreis herum und liess mich dabei immer wieder am Boden aufschlagen. Dann kam die Oberin, um zu sehen, was los war, und die Nonne erklärte, dass ich mir das Gesicht draussen beim Spielen aufgeschlagen hätte. Man durfte keinen Mucks machen, sonst gab es Ohrfeigen. Damals war ich etwa fünf.

Zum Frühstück zwang man mich, Milchkafee zu trinken, obwohl er mir nicht schmeckte. Mama brachte mir Ovomaltine, und sie gaben einen Löffel davon in meine Milch, damit ich den Kaffeegeschmack nicht spürte. Das funktionierte bei mir aber nicht, und ich musste erbrechen, wenn ich das trank. Es ging mir so schlecht, dass ich auch mittags nichts herunterbrachte. Dann kam eine Nonne, packte mich an den Haaren und löffelte mir das Essen mit Gewalt ein. Auch so musste ich erbre-

Jörg Breu: *Die Flucht nach Ägypten*, Öl auf Holz, 1501. Nürnberg, Germanisches National Museum.



chen, und dann presste die Nonne meinen Kopf in den Teller und schob mir das soeben Erbrochene mit dem Löffel in den Mund. Das ist mehrmals passiert. Meine Schwester Lilli sagte einmal, ich solle das Mittagessen auf das Kleid der Nonne erbrechen, dann könne sie es nicht mehr retten. Die Nonne hielt meinen Kopf fest und sagte: «Wehe, du hörst auf deine Schwester.» Selbst wenn ich Lillis Rat hätte befolgen wollen, ich hätte nicht einmal den Hals wenden können!

Schliesslich wurde ich krank. Ich ass nichts mehr und am Hals hatte sich eine Art Kugel gebildet. Nach einer gewissen Zeit mussten sie einen Doktor holen, der mir Spritzen verschrieb. Da es nicht besser wurde, informierten die Nonnen gezwungenermassen meine Eltern. So kam auch alles heraus mit den Misshandlungen. Meine Mutter nahm meine Schwester in die Schweiz mit, mich wies man in ein Kurheim ein. Drei Jahre verbrachte ich in Olgiate Olona in einem Heim, in dem Kinder in meiner Situation lebten. Die anderen gingen aber über das Wochenende nach Hause. Ich blieb immer dort. Die Nonnen von Olgiate Olona waren nett und behandelten mich sehr gut, sie schlugen uns nie. Sie machten sich grosse Sorgen, weil ich immer allein war und nicht gesund wurde. Man gab mir Spritzen, aber es nützte nicht viel. So redeten sie mit meiner Mutter, und ich musste nach Venedig, auf eine kleine Insel, zu der man mit der Fähre gelangte und auf der es ein riesiges Sanatorium gab. Dort waren Erwachsene und Kinder in getrennten Stockwerken untergebracht: oben die Kleinen, in der Mitte die Frauen und unten die Männer. In diesem Krankenhaus verbrachte ich zwei oder drei weitere Jahre. Man behandelte mich mit Spritzen und Tabletten. Es hiess, dass die Meeresluft gut sei für meine Krankheit. Später verstand ich, dass ich Tuberkulose hatte. Wir lebten in riesigen Zimmern mit vierzig Kindern, aber es ging uns gut. Jeden Tag spazierten wir am Meer, und dann holte man uns mit einem kleinen Zug ab, damit wir nicht müde wurden. Wir hatten alle Tuberkulose.

Mama kam alle drei bis vier Monate zu Besuch. Sie machte Schichtarbeit und sagte, dass es schwierig sei, um einen Ferientag zu bitten. Sie blieb einen Tag, nachts reiste sie. Morgens kam sie und blieb bis elf Uhr bei mir, dann kehrte sie nach Venedig zurück bis um drei Uhr, wenn wieder Besuchszeit war. Abends kehrte sie in die Schweiz zurück und am nächsten Morgen musste sie direkt vom Zug zur Arbeit gehen. Papa kam nie.

Irgendwann bekamen meine Eltern den Ausweis C, und die Familie richtete sich in der Schweiz ein. Nach und nach holte meine Mutter alle Kinder zu sich. [...] Ich war die Letzte, die in die Schweiz kam, vielleicht wegen der Tuberkulose. Damals wurde man an der Grenze durchleuchtet, und mit der Krankheit hätte man mich nicht einreisen lassen.»

[...] Ich hatte Sehnsucht, weil wir als Kinder immer alle zusammen gewesen waren, wir hatten bei den Grosseltern in einem Bett geschlafen. Wir waren arm, aber es war trotzdem schön, weil wir zusammen waren, spielten, auf dem Land Obst holen gingen. Das Wetter war immer schön. Zu Essen hatten wir wenig. Grossmutter gab uns Brot und Wasser mit ein bisschen Zucker, und Grossvater brachte das Obst, das er auf dem Markt nicht hatte verkaufen können. Er sammelte auch weggeworfenes Gemüse, schnitt die faulen Stellen ab und gab uns das, was noch gut war.

[...] Meine Grossmutter hat stark unter der Trennung gelitten, weil sie uns gern hatte. Auch ich hing sehr an ihr, sie hiess Maria, wie ich. Einmal kam sie mit meiner Mutter aus Apulien, um mich in Olgiate Olona zu besuchen. Ich war krank und Grossmutter kam mit einem Hühnerei von zu Hause in der Tasche zu mir ins Heim, ich sollte es trinken, damit ich davon kräftig würde. Kaum war sie da, machte sie ein kleines Loch in die Schale und gab es mir zu trinken. Grossmutter weinte. ●



Textauszüge aus:
Marina Frigerio:
Verbotene Kinder.
Die Kinder der italienischen Saisoniers erzählen von Trennung und Illegalität.
Zürich 2014, S.100–105.

Namen und Orte sind geändert, um die Anonymität der Personen zu gewähren.

*Marina Frigerio, *1959, Dr. phil., Tochter italienischer Eltern, studierte Psychologie und Ethnologie in Zürich. Sie arbeitet als Psychoanalytikerin und Supervisorin in der eigenen Praxis der Kulturen in Bern-Bümpliz.*

www.marinafrigerio.ch